

Juliane Schröter

Sprache konstruiert Kultur – Eine Systematik an Beispielen

1 Einleitung

Wie können Sprache und Sprachgebrauch kulturell konstruktiv sein? Wie in der Einführung in diesen Band beschrieben, ist die Prämisse, dass Sprache Kultur oder, genauer, dass Sprachlich-Kommunikatives anderweitig Kulturelles konstruieren kann, in der Kulturlinguistik und in weiteren linguistischen Forschungsrichtungen grundlegend. In der Einführung ist aber auch deutlich geworden, dass die kulturkonstruktive Kraft von Sprache und Sprachgebrauch sich in äusserst vielfältiger Weise zeigen kann. Trotz einer Fülle von theoretischen Überlegungen, die in ganz unterschiedlichen Publikationen aus diversen Fächern zu finden sind, fehlt aus kulturlinguistischer Sicht eine Verbindung und Integration dieser zu einer theoretischen Grundlage, die die verschiedenen möglichen sprachlichen Einheiten und deren zahlreiche potenzielle kulturelle Effekte reflektiert und dabei auch die diversen möglichen modal-medialen und soziohistorischen Umstände ihres Auftretens einbezieht. Eine solche theoretische Grundlage würde zugleich beim Erkennen dessen helfen, was durch Sprachliches *nicht* konstruiert werden kann, sowie auch beim Erfassen der nichtsprachlichen Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit Sprachliches Kulturelles konstruieren kann.

Um in einem ersten Schritt herauszuarbeiten, welche Hauptarten der sprachlichen Konstruktion von Kulturellem unterscheidbar sind und welche Funktionsmechanismen diese Arten kennzeichnen, könnte man ganz unterschiedlich vorgehen. Mindestens zwei mal zwei Möglichkeiten lassen sich unterscheiden: Erstens könnte man die Frage entweder von der theoretischen Literatur aus oder von konkreten Fällen, von Beispielen aus, angehen. Im ersten Fall würde man die zahlreichen existierenden sprach- und kulturtheoretischen Ansätze durchforsten und die dort gegebenen Antworten zusammenstellen. Im zweiten Fall würde man versuchen, aus empirischen Beispielen Hauptarten der sprachlichen Konstruktion von Kulturellem abzuleiten und zu erhellen. Zweitens könnte man die Frage von den sprachlichen Einheiten her zu beantworten versuchen, sich also primär mit der Frage beschäftigen: *Was kann die sprachliche Einheit X wie konstruieren?* Alternativ könnte man die Frage von den kulturellen Effekten aus angehen, also von dem, was konstruiert wird. In diesem Fall stünde die Frage *Wodurch kann der kulturelle Effekt X sprachlich wie konstruiert werden?* im Zentrum.

Ziel des folgenden Beitrags ist es, einen ersten, tentativen Überblick über Hauptarten der sprachlichen Konstruktion von Kulturellem zu geben, der für Erweiterungen offen ist. Es geht darum, wichtige Möglichkeiten, wie Sprache und Sprachgebrauch Kulturelles konstruieren können, gebündelt vorzustellen – nicht allerdings, um bereits eine möglichst vollständige Theorie zu liefern, sondern vielmehr, um zu einer ersten Auslegeordnung zu gelangen, die es erlaubt, weitere theoretische Überlegungen anzuschliessen. Zu diesem Zweck gehe ich im Folgenden von konkreten empirischen Beispielen aus, denn soweit ich sehe, ist dieses Vorgehen bislang viel seltener zur Beantwortung sprachtheoretischer Fragen gewählt worden als dasjenige über die theoretische Literatur, das auch in der Einführung in diesen Band gewählt wurde. Zugleich frage ich von konkreten sprachlichen Einheiten (in einem weiten Sinne) aus danach, was diese kulturell konstruieren können, da die Linguistik sprachliche Einheiten im Verhältnis zu anderen Disziplinen besonders genau differenziert und reflektieren kann. Dass hier sprachliche Einheiten zentral gesetzt werden, bedeutet allerdings nicht, dass die Einbindung von Sprache und Sprachgebrauch in multimodale bzw. semiotisch umfassendere kommunikative und interaktionale Aktivitäten infrage gestellt oder als wenig relevant betrachtet würde. Im Gegenteil: Diese Einbindung wird als *conditio sine qua non* der Nutzung von Sprache gesehen.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich folgender Aufbau des Beitrags: In Abschnitt 2 werden die hier zentralen Begriffe des ‚Kulturellen‘ und der ‚Konstruktion‘ geschärft. Abschnitt 3 argumentiert an Beispielen der Lexik, Grammatik, Pragmatik, Stilistik und des fiktionalen Sprachgebrauchs dafür, dass die entsprechenden sprachlichen Einheiten kulturell konstruktiv sein können, und umreisst einige ihrer möglichen kulturellen Effekte. Dabei sind die Beispiele, die diskutiert werden, ganz unterschiedlicher Art, sie dürften jedoch für viele Lesende ein Moment der Distanz oder des Ungewohnten aufweisen. Der Grund für die Wahl solcher Beispiele ist, dass sprachlich konstruierte kulturelle Effekte oft einfacher zu bemerken sind, wenn sie nicht selbstverständlich sind. Abschnitt 4 schliesslich leitet aus den vorausgehenden Diskussionen weiterführende theoretische Fragen ab.

2 Zentrale Begriffe

Bevor mit der Diskussion der Beispiele begonnen werden kann, sollen die Begriffe des ‚Kulturellen‘ und der ‚Konstruktion‘, die hier zugrunde gelegt werden, präzisiert werden. Das *Kulturelle* wird in diesem Kontext in erster Linie in Abgrenzung zum Situativen verstanden: Es dürfte unmittelbar einleuchten, dass

Sprache und Sprachgebrauch in dem Sinne situativ konstruktiv sein können, dass sie Effekte auf eine einzelne, konkrete Situation ausüben können. Solche sprachinduzierten situativen Effekte, die z. B. in der Pragmatik und Interaktionslinguistik vielfach beschrieben worden sind, zeigen sich ganz banal, wenn jemand einer anderen Person ein Kompliment macht und die adressierte Person dann positiv reagiert, wenn jemand eine · n andere · n beschimpft und dies ihre Beziehung beeinträchtigt, wenn zwei oder mehr Personen gemeinsam zu einer Scherzaktivität beitragen oder einen Tathergang (re-)konstruieren. Diese Effekte bleiben jedoch in der Regel auf den jeweiligen räumlich, zeitlich und/oder personell begrenzten Kommunikationszusammenhang beschränkt.

Was in diesem Beitrag (und in diesem Band) stattdessen thematisiert wird, ist das Vermögen von Sprache und Sprachgebrauch Effekte, Wirkungen oder Folgen zu haben, die über eine Einzelsituation hinausgehen und eine grössere Gruppe von Menschen längerfristig betreffen (vgl. die Einführung in diesen Band). Diese Effekte werden hier als *kulturell* bezeichnet. Das Verständnis des *Kulturellen*, das hier vertreten wird, liegt folglich nahe am Gesellschaftlichen oder, wenn man so will, an dem der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Das Verständnis lässt sich aber durchaus auch mit Bestimmungsmerkmalen von *Kultur* verbinden, die in den zeitgenössischen Geistes- und Kulturwissenschaften häufig genannt werden, so etwa mit dem Merkmal des (relativen) Gegensatzes zur Natur, der Kontingenz, des „Totalitätsbegriffs“, des Bestehens aus Artefakten, Handlungs- und Denkweisen, der Zeichenhaftigkeit, der Verbindung zu Sinnzusammenhängen, der Wertfreiheit usw. (Hermanns 1999: 356, vgl. 356–359 sowie Ort 2008). Dementsprechend wird hier davon ausgegangen,

- dass das Kulturelle zumindest mittelbar von Menschen gemacht oder gestaltet ist,
- dass es anders sein könnte, als es ist,
- dass es in grösseren Gruppen zusammenlebender Menschen mittel- oder längerfristig existiert und alle Lebensbereiche dieser durchzieht,
- dass es z. B. aus geschaffenen oder gestalteten Gegenständen bzw. deren Typen, aber auch aus Handlungs- und Verhaltensmustern und aus Arten und Tendenzen des Denkens, Fühlens und Wollens sowie aus den Effekten dieser besteht,
- dass Sprache und Sprachgebrauch dazugehören,
- dass das Kulturelle, sofern es nicht ohnehin mental ist, immer auch das Objekt menschlicher Reflexion ist, dass es somit zwangsläufig Gewusstes, Gekanntes, Gedeutetes ist und dadurch immer auch als zeichenhaft verstanden werden kann,
- dass seine Teile oder Elemente von Menschen im Rahmen solcher Reflexionsprozesse in grössere Sinnstrukturen integriert werden und

- dass es nichts besonders Positives, Elaboriertes oder Hochwertiges sein muss (vgl. bereits Schröter 2016: 3, zu einer genaueren Erörterung aus kulturlinguistischer Sicht vgl. Linke 2018: 354–356 und zu einer ausführlicheren Auseinandersetzung mit diversen Kulturdefinitionen und -begriffen vgl. Kroeker & Kluckhohn 1952; Karuth 1967 sowie aus Sicht der neueren Linguistik Hermanns 1999: 378–381 und das Kapitel „Kulturbegriffe und Sprache“ in Jäger et al. 2016).

Wie die Auflistung zeigt, gehe ich davon aus, dass hier diverse Bestimmungsmomente des Kulturellen sinnvoll sind, die aus durchaus unterschiedlichen Theorie-traditionen stammen. Ich nehme also an, dass es im Kontext dieses Beitrags – und vermutlich in kulturlinguistischen Kontexten generell – nicht notwendig ist, einen ‚mentalistischen‘, ‚textualistischen‘ oder ‚praxeologischen‘ Kulturbegriff voneinander abzugrenzen und sich für einen davon zu entscheiden (anders aber bspw. Reckwitz 2003: 286–289). Mit der Bevorzugung des Ausdrucks *Kulturelles* gegenüber *Kultur* ist zudem klar, dass hier nicht mit der Vorstellung von homogenen, gar ‚nationalen‘ Kulturen gearbeitet wird, die mehr oder weniger abgeschlossen nebeneinander bestehen.¹ Vielmehr wird angenommen, dass dieselben beschreibbaren Phänomene aus unterschiedlichen Perspektiven als kulturell (eher) zusammenhängend oder (eher) disparat erscheinen können und dass kulturelle Zusammenhänge sich folglich vielfach überlagern und überschneiden.

Mit der Erläuterung dieses umfassenden Kulturverständnisses ist bereits angedeutet, dass diesem Beitrag (und in diesem Band) auch ein umfassendes Verständnis von *Konstruktion* zugrunde liegt: Damit, dass Sprache und Sprachgebrauch etwas *konstruieren* können, ist gemeint, dass sie etwas neu schaffen oder hervorbringen können, sei dies positiv oder negativ zu bewerten, aber auch, dass sie etwas verfestigen oder stabilisieren können, das es schon gibt, dass sie dieses prägen oder verändern können und dass sie es auch schwächen oder gar zum Verschwinden bringen können (vgl. dazu auch die Einführung in diesen Band). *Konstruktion* ist hier somit der Oberbegriff für alle möglichen Arten der Beeinflussung der kulturell-gesellschaftlichen Wirklichkeit durch Sprachliches, das stets eingebettet in kommunikative und interaktive Zusammenhänge gedacht wird.

¹ Ich folge hier Jürgen Spitzmüllers Vorschlag (vgl. 2017: 16–17), auch wenn ich nicht seine Ansicht teile, dass die Verwendung des Ausdrucks *Kultur* für Alltagskonzepte dazu führt, dass „Kultur [...] genuin ideologisch [ist]“ (Spitzmüller 2017: 13), was den Ausdruck zur Bezeichnung einer wissenschaftlichen Analysekategorie untauglich machen würde. Völlig zu Recht weist Spitzmüller (2017: 9–12) jedoch auf rechte Versuche der Vereinnahmung des Ausdrucks *Kultur* hin, von denen wissenschaftliche Verwendungen sich abgrenzen müssen.

Die Frage, der dieser Beitrag nachgeht, lässt sich folglich in etwa so reformulieren: *Welche sprachlichen Einheiten können welche übersituativen, längerfristigen und weiterreichenden Effekte haben?* Im Rahmen eines Beitrags wie diesem können selbstverständlich nur einige besonders wichtige sprachliche Einheiten behandelt und deren mögliche kulturelle Effekte nur in groben Zügen beschrieben werden.

3 Systematik an Beispielen

3.1 Lexik

Weithin anerkannt ist, dass Lexeme kulturspezifische Begriffe konstituieren und stabilisieren können. Dabei sind mit *Begriffen* menschliche mentale Konzepte oder gedankliche Ordnungskategorien gemeint. Bereits in den bekannten (sprach-)theoretischen Texten Humboldts (1836/1995), Whorfs (1940/2012, 1941/2012) sowie Bergers und Luckmanns (1966/2013), die in der Einführung in diesen Band diskutiert wurden, taucht diese Idee auf, die aber z. B. auch in vielen der zahlreichen Ausprägungen der interdisziplinären Begriffsgeschichte prominent vertreten ist (vgl. dazu exemplarisch den Überblick Müller & Schmieder 2016). Sie lässt sich an einem Lexem wie etwa *Fatigue* entfalten (zwar nicht zu *Fatigue*, aber zum vergleichbaren Beispiel *Burn-out* vgl. z. B. Schnedermann 2021). Das Wort *Fatigue* wird seit einigen Jahren häufiger verwendet als früher, und zwar zur Bezeichnung einer ganz bestimmten Form von Müdigkeit – krankheitswichtiger Müdigkeit, die nicht auf ein vorheriges Sich-Verausgaben zurückzuführen ist, wie es etwa beim Burn-out der Fall ist. Tabelle 1 zeigt die alltagssprachlichen Hauptbedeutungen zentraler Wörter, die etwas mit Müdigkeit zu tun haben, gemäss dem *Duden*.

Die eben genannten semantischen Aspekte von *Fatigue* werden in der Bedeutungsbeschreibung des *Dudens* einerseits durch den Ausdruck *-syndrom* deutlich, andererseits durch die Abwesenheit der in allen drei anderen Bedeutungsangaben vorhandenen Morphemkombination *erschöpf-*. Das *Neologismenwörterbuch* des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache, das *Fatigue* noch bei den „Wörtern unter Beobachtung“ verzeichnet, bei den Ausdrücken also, die unter Neologismusverdacht stehen, erläutert die Bedeutung des Lexems ähnlich mit den Worten: „chronische Erkrankung mit schnell eintretender und lang anhaltender körperlicher wie geistiger Erschöpfung (ggf. als Folge anderer Erkrankungen)“ (Leibniz-Institut für Deutsche Sprache 2021).

Tab. 1: Wortfeld Müdigkeit: Zentrale Lexeme und ihre hier relevanten Bedeutungen
(Bibliographisches Institut 2022).

Müdigkeit	Erschöpfung	Burn-out	Fatigue
„a) Verfassung, Zustand, der Schlaf erfordert“	„1. das Erschöpfen“ „2. durch übermäßige Anstrengung“	„1. [...]“ 2. [...]“ 3. Syndrom des Ausgebrannteins, der völlig psychischen und körperlichen Erschöpfung“	„Ermüdungssyndrom“
„b) Zustand der Erschöpfung, Abgespanntheit“	hervorgerufene Ermüdung“		

Es ist plausibel anzunehmen, dass ein Wort wie *Fatigue*, wenn es immer wieder mit dieser Bedeutung gebraucht wird, eine entsprechende mentale Ordnungskategorie entstehen lässt und zu deren Verbreitung beiträgt. Dabei lässt sich am Beispiel von *Fatigue* erahnen, dass nicht nur der häufige Wortgebrauch zur Entstehung einer Ordnungskategorie beitragen kann, sondern dass auch wissenschaftliche bzw. fachliche Klassifikationen oder Terminologien, die die Alltagssprache beeinflussen, eine wichtige Rolle für die Etablierung eines neuen wortgebundenen Begriffs spielen können. So enthält die von der WHO erstellte, in der Schweiz und Deutschland im Gesundheitswesen genutzte *Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten, German Modification (ICD-10-GM)* erstmals in der Aktualisierung der zehnten Version von 2016 die Diagnosezeichnung „G93.3 Chronisches Müdigkeitssyndrom [Chronic fatigue syndrome]“ (WHO/DIMDI 1994–2016).

Im Zentrum einer neuen mentalen Ordnungskategorie steht jeweils ein Prototyp, hier die Vorstellung einer ganz bestimmten Art von Müdigkeit. Wie der semantische Vergleich vier zentraler Lexeme im Wortfeld Müdigkeit in Tabelle 1 zeigt, gehören zu einer neuen Ordnungskategorie aber auch bestimmte Vorannahmen über den erfassten Gegenstandsbereich, hier z. B. die Vorannahmen, dass Müdigkeit nicht unbedingt durch ein bestimmtes, zu Erschöpfung führendes Verhalten verursacht sein muss, dass man sie unverschuldet haben kann, dass sie lange anhalten kann, dass sie krankheitswertig sein kann usw. Das Beispiel *Fatigue* zeigt somit, dass Wörter Begriffe mit Prototypen und Vorannahmen über den erfassten Wirklichkeitsbereich konstruieren können. Dabei wird deutlich, dass Wörter und Begriffe selbst Gegenstandsbereiche wie menschliche Müdigkeit, die man für biologisch relativ invariabel halten könnte, historisch bzw. kulturell in unterschiedlicher Art und Weise zerschneiden, konturieren und erfassen.

Wörter können aber noch mehr. Sie können unter Umständen auch kulturspezifische Existenzannahmen oder -präsuppositionen fundieren und stabilisieren. Dies lässt sich gut an einem Beispiel wie *Rasse* erkennen (zu *Rasse* aus linguisti-

scher und sprachkritischer Sicht vgl. z. B. Arndt 2006 oder Kelly 2010). Das Wort *Rasse* wird bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs wie selbstverständlich zur Referenz auf Menschengruppen verwendet, über die anschliessend prädiert, über die also irgend etwas ausgesagt wird. Die Suche nach *Rasse* in unterschiedlichen Schreibungen im *Deutschen Textarchiv* (DTA) ergibt bspw. für das Jahr 1900 diverse unmarkierte Verwendungen wie die folgenden (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften 2022a):

- „Wo Rassen und Völker durcheinander wohnen und sich noch nicht durch sehr lange Blutmischnungen ausgeglichen haben, da zeigt uns die Geschichte aller Zeiten, daß die höheren und die unteren Klassen dem höheren und dem niedrigeren Rassentypus entsprechen.“
 „Einer der besten Kenner dieses Gebietes stellt fest, dass die unzivilisierten Völker, die die Kauffehre nicht kennen, meistens außerordentlich rohe Rassen sind.“
 „Im Jahre 1899 landeten im Hafen von New-York 411.177 Personen; nach Racen vertheilen sich dieselben wie folgt: [...].“

Zudem erscheinen vor allem von Ende des 19. Jahrhunderts bis in die 1950er Jahre zahlreiche ‚wissenschaftliche‘ Abhandlungen, die ihren menschlichen Gegenstand im Titel mit dem Wort *Rasse* bezeichnen. Abbildung 1 und 2 zeigen exemplarisch das Titelblatt und den Beginn des „Vorwortes“ einer dieser Abhandlungen, und zwar die eines Buches des Mediziners Alfred Ploetz, der heute als Mitbegründer der eugenischen Bewegung in Deutschland gilt.

Es ist offensichtlich, dass ein Wort wie *Rasse*, wenn es immer wieder wie hier gezeigt eingesetzt wird, die Annahme der Existenz des Bezeichneten anregt und sie verstärkt. Etwas vereinfacht gesagt: Wenn man dauernd so über *Rassen* von Menschen spricht und schreibt, ist irgendwann zumindest für sehr viele Menschen klar, dass es Menschenrassen tatsächlich gibt. Dazu kann wesentlich beitragen, dass auch staatliche Institutionen wie Behörden und Gerichte das entsprechende Wort verwenden, wie es bei *Rasse* im Nationalsozialismus der Fall war (vgl. z. B. zum zentralen Ausdruck und Begriff der *Rassenschande* Przyrembel 2003, insbesondere Kap. II und III). Das Beispiel *Rasse* führt damit vor Augen, dass Wörter auch Existenzannahmen konstruieren können.

Wörter können aber mindestens noch ein Drittes: Sie können auch kollektive Kategorisierungen stimulieren und stabilisieren. Wörter können nicht nur Begriffe konstruieren, sie können es ihren Nutzenden auch nahelegen, bestimmte Einzelphänomene bestimmten Begriffen zuordnen, und dies zur Routine werden lassen, was auf die jeweiligen Einzelphänomene zurückwirkt. Statt eines naheliegenden Beispiels etwa aus dem Bereich der substantivischen Personenbezeichnungen (*Jugendliche, Ausländer, Emanzen ...*) sei diesmal eine Interjektion als Beispiel herangezogen. An diesem Beispiel zeigt sich, dass die beschriebenen kulturellen Wirkungen von Wörtern weder auf Substantive noch auf Autosemantika beschränkt sind. Als Beispiel

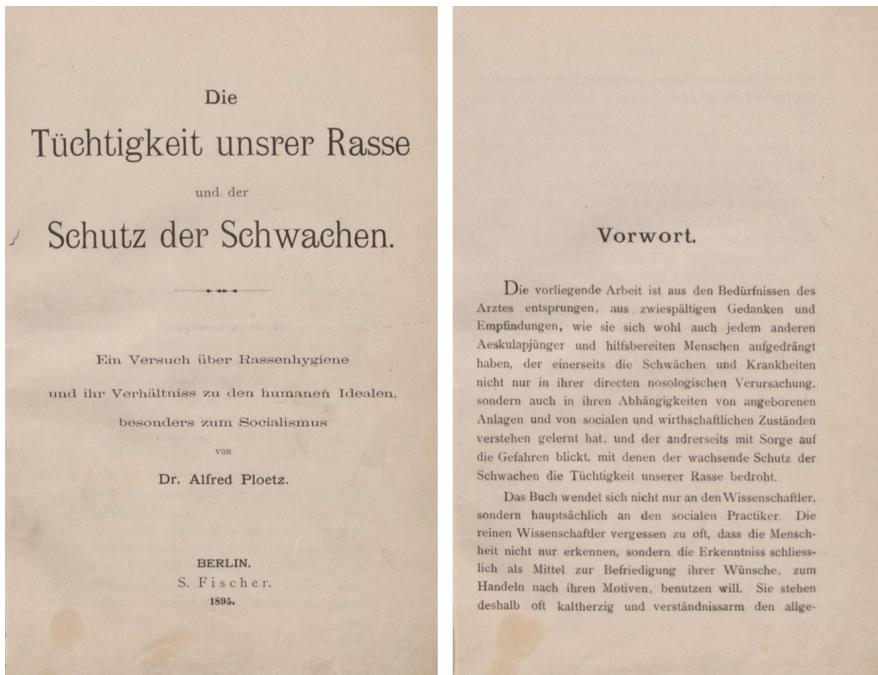


Abb. 1 und 2: Titelblatt und Beginn des „Vorworte“ einer Abhandlung von Alfred Ploetz (1895; [Titelblatt, V]; Abbildungen aus Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften 2022a, CC BY-SA 4.0, <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>, letzter Zugriff 06.11.2024).

dient die Interjektion *jö*, manchmal auch leicht abweichend *jöö*, *jöh* o. ä. geschrieben, die in der Deutschschweiz sehr bekannt ist (vgl. dazu Schröter 2022: 47–48). Das Wort wird im *Duden* nicht verzeichnet (vgl. Bibliographisches Institut 2022), im *Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache* (DWDS) aber ist es gebucht und als österreichisch und schweizerisch gekennzeichnet; es „drückt Freude oder Begeisterung aus, vor allem wenn man etw. niedlich findet“, es „drückt Überraschung aus“ oder „drückt [häufig spöttisch] Mitgefühl oder Bedauern aus“, heißt es dort (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften 2022b). Typische Einstellungsobjekte, auf die mit „*jö*“ reagiert wird, sind Babys, kleine Kinder, Tierkinder und Gegenstände, die die Formen dieser imitieren oder überstreichen, wie etwa eine Bildersuche nach „*Jööö!*²“ in der Suchmaschine *Duckduckgo* belegt. Derartige Nutzungskontexte machen erkennbar, „dass *jö* eine

² Vgl. <https://duckduckgo.com/?q=j%C3%BC&t=ffab&iar=images&iax=image&sia=images> (letzter Zugriff 27.05.2025).

Reaktion auf etwas zum Ausdruck bringt, das mit der Reaktion zugleich als niedlich beurteilt wird – als Entzücken und Empathie erweckend, aber auch als klein, schwach und hilflos oder zumindest als nicht ganz ernst zu nehmen“ (Schröter 2022: 47–48).³

Ein Wort wie *jö* ermöglicht folglich ganz bestimmte Zuordnungen und legt diese in bestimmten Kontexten nahe. Mit der Äusserung von *jö* wird ein Wahrnehmungsobjekt gewissermassen als ein ‚*jö*-Wesen‘ oder ‚*jö*-Objekt‘ kategorisiert. Das Bezeichnete wird durch die Bezeichnung transformiert, und zwar bei regelmässiger Bezeichnung regelmässig. Im Falle von *jö* wird es – unter Umständen gemeinschaftlich und dauerhaft – als niedlich, aber nicht ernst zu nehmen, als zu beschützen usw. eingestuft. Deutlich zum Ausdruck kommt dieser Effekt in einem Zeitungsartikel über eine Neunjährige mit unterdurchschnittlicher Körpergrösse, die mit den Worten „Ich möchte kein Jöö-Kind sein“ (Tiefenauer 2010) zitiert wird, die entsprechende Einstufung also offenbar als wirksam empfindet und ablehnt. Wörter können demnach auch Kategorisierungen mit entsprechenden Überformungen des Kategorisierten konstruieren.

Die kulturkonstruktive Kraft von Lexemen ist innerhalb der Linguistik vor allem in Arbeiten der historischen Semantik und Diskursanalyse (vgl. unten und den Beitrag von Wibel in diesem Band) sowie in kulturlinguistischen Studien an Beispielen deutlich geworden. So hat bspw. Susanne Tienken (2015) herausgearbeitet, inwiefern der Neologismus *Sternenkind* das Ereignis, dass ein Embryo, Fötus oder Baby sich im Mutterleib nicht weiterentwickelt bzw. stirbt, vollkommen anders perspektiviert und mit anderen Vorannahmen verbindet als die traditionell üblichen Ausdrücke *Fehl-* oder *Totgeburt*. Und Yvonne Ilg (2021) etwa hat aufgezeigt, inwiefern nicht-fachliche, alltagssprachliche Gebrauchsweisen von *schizophren*, die mit neuen Bedeutungen verbunden sind, negative Reperkussionen auf die damit Bezeichneten haben können. Weitere kulturanalytische Studien aus dem Bereich der Lexik (z. B. Linke 2003; Schröter 2019) machen plausibel, dass nicht nur Einzellexeme, sondern auch Phraseologismen kulturkonstruktiv sein können.

Freilich wären nicht nur die kulturkonstruktiven Leistungen von Phraseologismen, sondern auch diejenigen von metaphorisch gebrauchten Wörtern und von Namen gesondert zu analysieren, da sich in diesen Bereichen der Lexik besondere Funktionsmechanismen erwarten lassen. Aus diesem Grund enthält der vorliegende Band auch einen Beitrag zu Namen (vgl. Lind & Nübling in diesem Band).

³ Die ironisch-spöttische Verwendung, bei der vermeintlich Empathie ausgedrückt wird, eigentlich aber gerade kommuniziert wird, dass kein Anlass für Empathie besteht, ruht offensichtlich auf dieser Gebrauchsweise auf.

3.2 Grammatik

Die Vorstellung, dass grammatische Strukturen kulturell konstruktiv sein können, lässt sich ebenfalls schon in den bekannten (sprach-)theoretischen Texten Humboldts (1836/1995) und Whorfs (1940/2012, 1941/2012) entdecken, die in der Einführung in diesen Band thematisiert wurden. Wie dort dargelegt wurde, schätzt Whorf die kulturkonstruktive Kraft grammatischer Strukturen als besonders weitgehend ein. Selbst wenn man nicht so weit gehen möchte wie er, lässt sich nachvollziehen, dass bestimmte grammatische Strukturen kulturgebundene menschliche Sensibilitäten für bestimmte Differenzen kreieren und intensivieren können, d. h. eine besondere Aufmerksamkeit für bestimmte Unterschiede oder Unterscheidungen. Gut nachvollziehbar ist dies z. B. anhand der Personalpronomen: Im Deutschen gibt es drei Personalpronomen der dritten Person Singular, die drei Genera entsprechen (*sie*, *es*, *er*). In vielen weiteren Sprachen der Welt werden frei vorkommende Personalpronomen ebenfalls nach Genus differenziert, wobei sich im Sprachvergleich zeigt: „Most gender contrasts on personal pronouns are sex-based, i. e. pronouns used for male referents are masculine and those used for females are feminine“ (Siewierska 2013). Allerdings gibt es einerseits auch sehr viele Sprachen, die gar keine Genusunterscheidung bei den Personalpronomen kennen. Und es gibt andererseits eine Reihe von Sprachen, die bei den Personalpronomen nicht nur in der dritten Person Singular, sondern ebenso in der dritten Person Plural oder sogar auch in der ersten und zweiten Person Genus unterscheiden. Genaueres geht aus Abbildung 3 und 4 hervor.

Nur bestimmte Sprachen auferlegen es also ihren Nutzenden, bei der pronominalen Bezeichnung von Entitäten aller möglicher Arten (Abstrakta, Gegenstände, Pflanzen, Tiere, Menschen ...) Genus mit zu codieren und aufgrund der oben angesprochenen Genus-Sexus-Verbindung bei der pronominalen Bezeichnung eines oder mehrerer Menschen deren Geschlecht mit zu markieren; und diese Sprachen tun es in unterschiedlichem Masse.

Eine grammatische Struktur wie das Set der frei vorkommenden Personalpronomen zwingt die Kommunizierenden somit mehr oder weniger stark oder unter Umständen auch gar nicht dazu, einen bestimmten Unterschied, hier Genus und Geschlecht, sprachlich zu codieren und dementsprechend das Augenmerk in der Kommunikation darauf zu richten. Grammatische Strukturen können mithin Sensibilitäten für bestimmte Differenzen konstruieren. Aus dem Bewusstsein genau dafür heraus sind in den letzten Jahren und Jahrzehnten in verschiedenen Sprachen geschlechtsneutrale Personalpronomen der dritten Person Singular vorgeschlagen und zumindest partiell lexikalisiert worden, so z. B. im Schwedischen *hen* als Ergänzung zu *hon* und *han* oder im Französischen *iel* als Ergänzung zu *elle* und *il* (vgl. die Einträge in Svenska Akademien 2015; Le Robert 2021). Hier

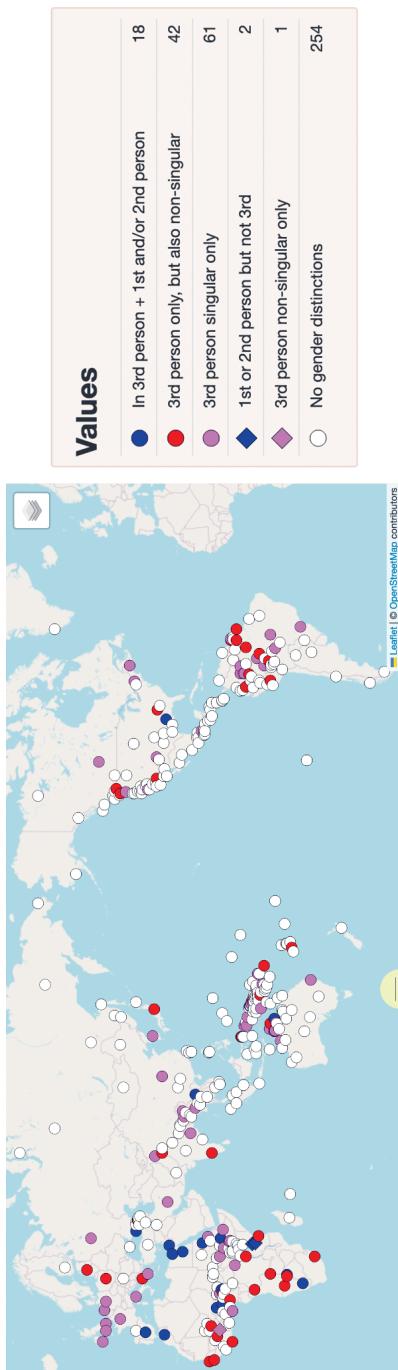


Abb. 3 und 4: Übersicht über die „Gender Distinctions in Independent Personal Pronouns“ zahlreicher Sprachen der Welt und Legende dazu (Dryer & Haspelmath [o. J.]; Feature 44A; openstreetmap.org/copyright).

wird offensichtlich, dass grammatische Strukturen und ihre kulturkonstruktiven Effekte sich nicht nur im Laufe der Zeit aus dem Sprachgebrauch heraus entwickeln, sondern auch zum Objekt gezielter sprachpolitischer Massnahmen von staatlichen, wissenschaftlichen oder sonstigen grammatiko- und lexikografischen Akteur·innen und Gremien werden können.

Dass grammatische Strukturen oder Konstruktionen kulturkonstruktiv wirken können, wird exemplarisch auch in existierenden empirischen kulturlinguistischen Publikationen greifbar. Doris Tophinke (2019) bspw. hat aufgezeigt, wie verschiedene Buchungskonstruktionen in mittelalterlichen Rechnungsbüchern von Hansekaufleuten, die einander historisch ablösen, unterschiedliche Aspekte desselben kaufmännischen Geschehens hervorheben bzw. in den Hintergrund rücken, die wiederum mit verschiedenen kaufmännischen Selbstverständnissen verbunden sind. Allerdings haben grammatische Studien bislang innerhalb der Kulturlinguistik nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit gestanden (zu einer weiteren Ausnahme vgl. jedoch z. B. Schuster 2019). Dies ist der Grund dafür, dass der vorliegende Band auch einen Beitrag zur Grammatik enthält (vgl. Wilk in diesem Band). Besonders selten sind bisher kulturlinguistische Studien grammatischer Kategorien sowie typologische bzw. kontrastive grammatische Studien mit kulturlinguistischer Orientierung. Dies erstaunt insofern, als die Beschäftigung mit grammatischen Strukturen verschiedener Sprachen wichtige frühe sprachtheoretische Reflexionen zur kulturkonstruktiven Kraft von Sprachlichem ange regt haben, wie in der Einführung deutlich wurde. In jedem Fall dürfte das kulturkonstruktive Potenzial grammatischer Kategorien und Strukturen anders zu beschreiben sein als dasjenige einzelner grammatischer Konstruktionen, deren kulturkonstruktive Funktionsweise vermutlich oft nahe an derjenigen einzelner Phraseologismen liegt.

3.3 Pragmatik

In den Bereich der Pragmatik fällt die verbreitete Annahme, dass konkrete Sprechakte, d. h. konkrete sprachliche oder auch multimodale Äusserungen kollektive Einstellungen oder Mentalitäten initiieren und konsolidieren können, wenn sie mit geringer Variation vielfach wiederholt werden. Mit *Mentalitäten* oder *kollektiven Einstellungen* sind dabei in grösseren menschlichen Gruppen verbreitete mentale Konglomerate aus Wissen, Gefühlen und Bewertungen sowie Verhaltensneigungen gemeint, die Menschen im Laufe des Lebens erwerben und die zwar veränderbar, aber relativ stabil sind (vgl. u. a. Hermanns 1995: 77; Schröter 2011: 26–29). Dass musterhafte Aussagen Mentalitäten beeinflussen können, ist eine zentrale Annahme der interdisziplinären und auch der

linguistischen Diskursanalyse, die z. B. rekurrente Thesen und Argumente untersucht und daraus Rückschlüsse auf kollektive Einstellungen zu ziehen versucht (zu einer allgemeinen Übersicht vgl. etwa Angermüller et al. 2014 und für die Linguistik insbesondere Wengeler 2018). Dass nicht nur musterhaften Aussagen, sondern auch musterhafte Infragestellungen von Aussagen ein kulturkonstruktives Potenzial haben, lässt sich an einem einfachen und alltagsnahen Beispiel sichtbar machen – der Aussage, dass Milch gesund sei (zum aktuellen Stand der interdisziplinären Erforschung von *Ernährungskommunikation* vgl. exemplarisch Godemann & Bartelmeß 2021). Diese Aussage wie auch ihr Gegen teil werden derzeit regelmäßig infrage gestellt, was folgende Überschriften von deutschen und Schweizer Zeitungsartikeln belegen:

- „Macht's die Milch doch nicht?“ (Beyer 2022)
- „Alles außer Milch?“ (Gruber 2022)
- „Macht Milch munter?“ (Marti 2019)
- „Ist Milch ungesund?“ (Schlup 2019)
- „Ist Milch wirklich ungesund?“ (Viciano 2019)

Auffällig ist, dass zwei dieser Überschriften auf westdeutsche Werbeslogans aus dem 20. Jahrhundert anspielen, nämlich „Milch macht müde Männer munter“ sowie „Die Milch macht's“ ([Anonym.] 2022). Mit den Anspielungen setzen die Überschriften die Werbeslogans als bekannt voraus, deren inhaltliche Akzeptabilität sie jedoch durch die Frageform zugleich infrage stellen. Die anderen drei Überschriften gehen offensichtlich bereits davon aus, dass heute negative Einstellungen gegenüber Milch dominieren, und hinterfragen diese.

Es liegt nahe, dass wiederkehrende Äusserungen wie die hier zitierten Überschriften in Frageform, die sich nur geringfügig unterscheiden, Konsequenzen dafür haben, was die Menschen, die ihnen ausgesetzt sind, denken, fühlen und zu tun geneigt sind, dass sie in diesem Fall also einer skeptischen, von Unsicherheiten geprägten, ambivalenten Haltung gegenüber Milch Vorschub leisten. Dabei ist vermutlich nicht nur die Vielzahl der Äusserungen wesentlich, sondern auch und gerade die Platzierung dieser in den Massenmedien. Interessanterweise ist der Pro-Kopf-Verbrauch von Konsummilch in Deutschland und in der Schweiz in den letzten 20 Jahren tatsächlich zurückgegangen (vgl. Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft 2022; Mista-Team 2022: 75). So wird an diesem einfachen Beispiel ersichtlich, dass assertive, aber auch andere Sprechakte bzw. Äusserungen Einstellungen (de-)konstruieren können, die Überzeugungen, Bewertungen und Emotionen sowie Verhaltensdispositionen gegenüber dem Einstellungsobjekt umfassen.

Wie oben schon angedeutet, hat sich bisher weniger die Kultur- als vielmehr die Diskurslinguistik empirisch mit den kulturellen Effekten wiederkehrender

Äusserungen bzw. musterhafter Aussagen beschäftigt (zu den Verbindungen von Kultur- und Diskurslinguistik vgl. u. a. Bonacchi 2012; zu einer kulturlinguistischen Studie von wiederkehrenden Äusserungen vgl. z. B. Schröter 2021). Tatsächlich begegnen musterhafte Aussagen selten isoliert, sondern verbinden sich in der Regel zu ganzen Diskursen. Stellvertretend für die zahlreichen konstruktivistisch angelegten diskurslinguistischen Studien der letzten Jahre sei hier Nina Kalwas Untersuchung des „Konzepts ‚Islam‘“ genannt (vgl. Kalwa 2013), in der sie anhand verschiedener Teilkorpora die sprachliche Her- und Darstellung unterschiedlicher *Islamkonzepte* nachvollziehbar macht. Aus der Perspektive dieses Beitrags liessen sich diese *Konzepte* auch als verbreitete Einstellungen gegenüber dem Islam bezeichnen. Andere konstruktivistisch orientierte linguistische Diskursanalysen, die exemplarisch genannt werden könnten, wären etwa diejenige von Annelie Schmidt (2018) zu *Sicherheit* oder die von David Römer (2017) zu Konstellationen, die als (*Wirtschafts-)Krise* bezeichnet worden sind. Der unbestritten grossen kulturkonstruktiven Kraft von Sprechakten und Diskursen entsprechend werden diese in zwei Beiträgen zu diesem Band thematisiert (vgl. Spieß und Wibel in diesem Band).

Offen ist die Frage, ob und falls ja, wie singuläre Sprechakte und allenfalls auch deren Verbindung zu singulären Texten kulturelle Konsequenzen haben können. Intuitiv besteht kein Zweifel daran, dass dies möglich ist – man denke an eine einzelne Kriegserklärung, die offensichtlich verheerende Folgen für Millionen von Menschen haben kann, oder auch an ein einzelnes Gesetz, das sich fraglos über Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte hinweg verhaltenssteuernd auf die Bevölkerung eines ganzen Landes auswirken kann. Unmittelbar ersichtlich wird an diesen Beispielen aber auch, dass ein einzelner Sprechakt oder Text keineswegs allein die genannten Effekte hervorbringen kann, sondern dass zahlreiche weitere Voraussetzungen erfüllt sein müssen, von denen viele nicht sprachlicher oder semiotischer Art sind.⁴ Diese Voraussetzungen haben insbesondere mit der Position von Kommunizierenden in Institutionen, mit deren Verfahrensmechanismen, mit deren Zugriff auf wirksame Artefakte und weitere Akteur·innen und damit letztlich mit Machtstrukturen zu tun: Eine Kriegserklärung z. B. kann nur wirkmächtig werden, wenn sie von einer Person geäussert wird, die die Befehlsgewalt über Streitkräfte hat. Ein Gesetz kann nur rechtskräftig werden,

⁴ Prinzipiell wird dieser Voraussetzungsreichtum bereits von Austin erkannt, wenn er gleich zu Beginn seiner berühmten Vorlesungen *How to Do Things with Words* schreibt: „to utter the sentence (*in, of course, the appropriate circumstances*) is not to describe my doing of what I should be said in so uttering to be doing or to state that I am doing it: it is to do it“ (Austin 1975: 6, Hervorhebung J. S.). Ob diese *appropriate circumstances* von den *felicity conditions*, die von Austin und in der Sprechakttheorie insgesamt beschrieben werden, ausreichend erfasst werden, ist eine andere Frage (vgl. Austin 1975, aber auch Searle 1969 oder Searle & Vanderveken 1989).

wenn es von der jeweiligen legislativen Gewalt verabschiedet wird und wenn Sanktionsmechanismen zu dessen Durchsetzung bestehen. Wie die Adjektive *wirkmächtig* und *rechtskräftig* andeuten, wird die Macht oder Kraft bestimmter Kommunizierender in bestimmten institutionellen Positionen oder Ämtern in solchen Fällen offenbar durch bestimmte Verfahrensmechanismen auf bestimmte Sprechakte und Texte transferiert (vgl. dazu u. a. Bourdieu 1987). Die kulturkonstruktiven Leistungen von singulären Sprechakten und Texten wären somit gerade aufgrund ihres Voraussetzungsreichtums und ihrer starken Abhängigkeit von weiteren Faktoren eine eigene theoretische Analyse wert, zumal einzelne Sprechakte und Texte aus diesem Blickwinkel meines Wissens kaum je empirisch im Rahmen der Kultur-, Diskurslinguistik oder auch Pragmatik behandelt worden sind. Selbst die Rechtslinguistik hat sich bisher eher damit beschäftigt, wie Rechts-texte formuliert sein oder ausgelegt werden sollten oder könnten, als mit der Konstruktionsleistung dieser Texte (in letztere Richtung geht aber der neuere Band von Höfler & Müller 2021).

Neben inhaltlich spezifizierten Sprechakten im Sinne konkreter Äusserungen lässt sich auch sozialen Praktiken ein kulturkonstruktives Potenzial zusprechen (zu einer aktuellen Diskussion des Praktikenbegriffs aus kulturlinguistischer Perspektive vgl. Frick 2025). Indirekt und in andere Worte gefasst, zeigt sich diese Annahme bereits in *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* (Berger und Luckmann 1966/2013), einem klassischen konstruktivistischen Text, der in der Einführung behandelt wurde. Auch in Praxistheorien wie bspw. derjenigen von Anthony Giddens ist der Gedanke zentral, dass Praktiken, wie Giddens formuliert, sozial-gesellschaftliche *Struktur* hervorbringen (vgl. z. B. Giddens 1979: 69). Zunächst lässt sich festhalten, dass die wiederkehrende Ausführung von Praktiken, die oft wesentlich, aber keineswegs nur mit sprachlichen Mitteln vollzogen werden, kulturspezifische u. a. menschliche Handlungs- oder Aktivitätstypen kondensieren und konservieren können. Ein griffiges Beispiel dafür ist die Praktik des Anhaltens um die Hand einer Person bei einer oder mehreren dritten Personen, die heute im deutschsprachigen Raum nur noch eine geringe Bedeutung hat. Was bei der mündlichen Realisierung dieser Praktik (eine schriftliche Variante gibt es auch) zu tun ist, beschreibt ein Anstandsbuch aus dem späten 19. Jahrhundert so:

In feierlicher Toilette, d. h. im Frack mit Cylinder und hellen Glacehandschuhen begibt er [ein wirklich heiratsfähiger junger Mann, der sich einem jungen Mädchen genähert hat und von ihr wie von den Eltern ermuntert worden ist] sich zur Besuchszeit, also wohl zwischen halb zwölf und ein Uhr, dorthin [zum Vater, oder, falls dieser nicht mehr lebt, zur Mutter oder zum Vormund der Erwählten]. Er bittet um die Ehre, in die Familie aufgenommen zu werden, versichert, daß das Glück der Tochter, von dem das seinige abhänge, seine Lebensaufgabe sein werde, legt seine Verhältnisse dem Vater dar. Dieser wird auf den Besuch vorbereitet sein und gibt die gewünschte Zusage; dann ruft er die Mama, diese die Tochter, und

die Verlobung findet dann meist mit dem ersten Kusse (für dieses ‚erste‘ leisten wir aber keine Garantie!) statt. (Calm 1886: 137; zu einer ganz ähnlichen Erklärung des richtigen Vorgehens vgl. Schramm 1897/1919: 140)

Nicht nur, aber auch angeregt von solchen Instruktionen dürfte oft ungefähr in der hier beschriebenen Weise um jemandes Hand angehalten worden sein.

Die wiederkehrenden, immer wieder ähnlichen Ausführungen einer Praktik wie derjenigen des Anhaltens um jemandes Hand, in der sprachliche und andere menschliche Handlungs- bzw. Verhaltensweisen, aber auch bestimmte Gegenstände, Zeiten und Orte miteinander kombiniert werden, führen überhaupt erst dazu, dass der entsprechende Handlungstyp existiert. Um beim gewählten Beispiel zu bleiben: Wenn niemand mehr das tut, was oben beschrieben ist, dann gibt es das Um-jemandes-Hand-Anhalten als kulturelles Faktum schlicht nicht mehr. Dabei macht das Beispiel auch anschaulich, dass die explizite und präskriptive Vermittlung einer Praktik – hier in Anstandsbüchern – für deren Ausführung und Existenz eine wichtige Rolle spielen kann. In jedem Fall gilt: Wenn eine Praktik wie diese stetig ausgeführt wird, dann werden damit immer auch ganz bestimmte, zu der Praktik gehörende relationale Rollen und Beziehungstypen aktualisiert und ontologisiert. Man könnte diesen Prozess mit der ethnomethodologischen, von Sacks geprägten Formel *doing being X* erfassen, wobei X die Rolle (z. B. zukünftiger Ehemann, zukünftige Ehefrau, Vater usw.) bezeichnen würde. Die relationalen Rollen und die damit zusammenhängenden Beziehungstypen wiederum sind mit bestimmten, ungleich verteilten Rechten und Pflichten verbunden. Im Fall des Anhaltens um jemandes Hand etwa haben die werbenden Männer, die Frauen, um die sie werben, und deren Eltern offensichtlich sehr unterschiedliche Rechte und Pflichten. Über die verschiedenen Rechte und Pflichten spielt sich mit den Ausführungen einer Praktik folglich auch eine bestimmte Machtverteilung ein. Zusammengefasst bedeutet dies, dass Praktiken Handlungs- bzw. Aktivitätstypen mit relationalen Rollen, Beziehungstypen und Machtverteilungen konstruieren können.

Dass Praktiken Kulturelles konstruieren können, geht exemplarisch auch aus (kultur-)linguistischen Untersuchungen hervor. Susanne Günthner (2019) etwa hat an deutschen Arzt-Patienten-Gesprächen verschiedene regelmässig auftretende Vorgehensweisen zur Vermittlung einer Krebsdiagnose ermittelt, die sich deutlich von dem unterscheiden, was in vergleichbaren Situationen früher üblich war oder heute bspw. in China noch üblich ist. Mit diesen Vorgehensweisen werden, so Günthner, unterschiedliche kulturelle Rollen und damit verbundene Verhaltensnormen aufgerufen und aufrechterhalten. Schröter (2016) wiederum hat den Wandel der Praktik der Verabschiedung über das 19. und 20. Jahrhundert verfolgt, dabei zahlreiche Veränderungen beobachtet und diese auf die Wirkun-

gen hin interpretiert, die sie für verbreitete Vorstellungen von Beziehungen und Beziehungsführung haben.

Im Zusammenhang mit den möglichen kulturellen Effekten von Praktiken kann man die potenziellen kulturellen Effekte von kommunikativen Gattungen oder von Textsorten nicht unerwähnt lassen. Handlungstypen mit relationalen Rollen, Beziehungstypen und Machtverteilungen können selbstverständlich auch durch Gattungen und Textsorten ausgebildet und verstetigt werden. Aus kulturlinguistischer wie ebenso aus textsortengeschichtlicher und gattungstheoretischer Sicht ist eindeutig, dass Texttypen, -sorten, -klassen, Gesprächssorten, kommunikative Gattungen, Genres usw. soziokulturelle Auswirkungen haben können, was auch in einem Beitrag zu diesem Band zur Sprache kommt (vgl. Meier-Vieracker in diesem Band). In der Optik des vorliegenden Beitrags scheinen diese Effekte jedoch in vielen Fällen an andere sprachliche Einheiten gebunden zu sein, die in die Textsorten, Gattungen etc. eingebunden sind bzw. darin umgesetzt werden, so etwa an die der Sprechakte und musterhaften Aussagen, die der Praktiken oder auch an die des Stils, die im nächsten Abschnitt thematisiert wird.

3.4 Stilistik

Stil ist, genau genommen, keine sprachliche Einheit. Stil ist vielmehr etwas, das ganz unterschiedliche Einheiten der Sprache wie auch anderer Modalitäten (z. B. der Typografie, der Bildlichkeit, der Kleidung usw.) mit sich bringen, das ihnen gewollt oder ungewollt anhaften kann (zu einem geeigneten linguistischen Stilbegriff, den man hier zugrunde legen könnte, vgl. etwa Linke 2009a). Stile können jedoch in hohem Masse kulturell konstruktiv sein und sind hier deshalb eigens anzusprechen. Sprachliche oder auch multimodale Stile sind in der bisherigen interdisziplinären theoretischen Auseinandersetzung meines Wissens nur wenig mit Blick auf ihr kulturkonstruktives Potenzial diskutiert worden, wenn auch innerhalb der Linguistik, insbesondere der englischsprachigen Soziolinguistik, vielfach auf die Bedeutung von Stil und Stilisierung für Einzel- und Gruppenidentitäten hingewiesen worden ist (vgl. z. B. Coupland 2007). Stile können in der Tat kollektive menschliche Identitäten konstruieren. Sie können allerdings auch in menschlichen Gruppen verbreitete Ideale und Werte indizieren und instanziieren, wie man aus dem folgenden Beispiel ableiten kann. Die Stile, um die es hier geht, werden an zwei zufällig gewählten Reiseführern aus dem frühen 20. und dem frühen 21. Jahrhundert illustriert, die sich auf dieselbe Region beziehen: am Reiseführer *Die Ostsee-Bäder. Praktischer Wegweiser* (Goldschmidt [vor 1886]/1904–1905) und an einem seiner gegenwärtigen Pendants, nämlich *Marco Polo. Ostseeküste. Mecklenburg-Vorpommern* (Lübbert 2020; zur Textsorte des Reiseführers in der Gegenwart vgl. bspw. Fandrych & Thurmair 2011:

52–72). Auch wenn hier keine auch nur annähernd vollständige Stilanalyse der beiden Bücher geleistet werden kann, so zeigen sich in ihnen doch rasch rekurrente Stilmerkmale, die einander in Tabelle 2 gegenübergestellt sind.

Tab. 2: Reiseführer: Zentrale Stilmerkmale und ihre Erläuterung.

Goldschmidt ([vor 1886]/1904–1905)	Lübbert (2020)
Kaum Gebrauch von Bildern	Starker Gebrauch von Bildern
<ul style="list-style-type: none"> – Ausnahme bilden einige Landkarten 	<ul style="list-style-type: none"> – einzelne Seiten werden ganz von Bildern ausgefüllt
Geringer Gebrauch typografischer Strukturierungsmöglichkeiten	Starker Gebrauch typografischer Strukturierungsmöglichkeiten
<ul style="list-style-type: none"> – der Reiseführer besteht im Wesentlichen aus schwarz gedruckter Schrift auf Papier, die durch Überschriften, Fettungen, Kursivierungen, Absätze und Nummerierungen strukturiert wird 	<ul style="list-style-type: none"> – der Reiseführer besteht aus bunt gedruckter Schrift auf Papier, die nicht nur durch Überschriften, Fettungen usw., sondern auch durch Farbwechsel, Symbole, Kästen, Linien etc. strukturiert wird
Beschreibung des objektiv Vorhandenen Beispielhafte Formulierungen:	Beschreibung von ungewöhnlichem Erlebbaren Beispielhafte Formulierungen:
<ul style="list-style-type: none"> – „Während in der Nordsee der Unterschied zwischen Ebbe und Flut durchschnittlich 3 1/3 m Wasserhöhe beträgt“ – „Salzgehalt des Meerwassers, der in der Nordsee etwa 3 1/2 pCt., in der Ostsee dagegen nur 3/4–1 1/2 pCt. beträgt“ – „Die mittlere Meeres-Temperatur beträgt im Sommer 10–20 °R. und ist in der Mittagszeit (12 bis 3 Uhr) gewöhnlich etwas höher als des Morgens“ ... (1, 4) 	<ul style="list-style-type: none"> – „Wahnsinnsfestival“ – „über 500 Jahre alte Uhr“ – „älteste Seebrücke Deutschlands“ – „weltbekannt“ ... (Umschlaginnenseite vorne, 2–3)
In-Aussicht-Stellen der wahrscheinlichen körperlichen Wirkung des vor Ort Vorhandenen Beispielhafte Formulierungen:	In-Aussicht-Stellen der wahrscheinlichen emotional-kognitiven Wirkung des vor Ort Erlebten Beispielhafte Formulierungen:
<ul style="list-style-type: none"> – „Erfrischung, Kräftigung, Verjüngung und Heilung“ – „stärkend auf den ganzen menschlichen Organismus einzuwirken“ – „Erholung“ ... (1–2) 	<ul style="list-style-type: none"> – „Überraschungen“ – „staunen“ – „Erleben“ – „Herzklopfen“ ... (Umschlag vorne, Umschlaginnenseite vorne, 1–2)

Tab. 2 (fortgesetzt)

Goldschmidt ([vor 1886]/1904–1905)	Lübbert (2020)
Bemühung um Vollständigkeit – der Reiseführer widmet seine Kapitel vor allem den verschiedenen Teilregionen, und in den Kapiteln werden die verschiedenen Orte anhand von geringfügig variierenden Kategorien beschrieben: „Reise“, „Hotels“, „Privatwohnungen“, „Auskunft“, „Fähr- und Bäder-Preise“ ... (13)	Bemühung um Auswahl des Besten – der Reiseführer widmet seine Kapitel zwar auch verschiedenen Teilregionen, umfasst aber ebenso Kapitel wie „Marco Polo Top-Highlights“, „Das Beste zuerst“, „Erlebnistouren“ ... (2, 6, 120)

Mit diesen Stilmerkmalen entwerfen die Reiseführer ein unterschiedliches Bild dessen, worum es bei einer Urlaubsreise geht: Entwirft der erste Reiseführer eine gelungene Reise als eine, die jemanden durch die Anwesenheit an einem gut gewählten Ort körperlich erholt, entwirft der zweite sie als eine, die durch gut gewählte Aktivitäten an einem Ort für intensive (und mitteilenswerte) emotional-kognitive Erlebnisse sorgt. Damit verbunden sind weitere unterschiedliche Auffassungen, z. B. davon, wie man idealerweise mit der Natur oder mit der Zeit umgeht. Während im älteren Reiseführer Natur und Zeit eher als etwas perspektiviert werden, dem man sich aussetzt und das dann auf einen einwirkt, erscheinen sie im neueren Reiseführer eher als etwas, das man zielgerichtet zu einem bestimmten Zweck nutzt. Bei der stilistischen Kontrastierung der beiden Reiseführer lassen sich also leicht Reflexe der Entwicklung entdecken, die zur viel beschworenen sogenannten Erlebnis- und Beschleunigungskultur der Gegenwart führt. Sie sprechen für die naheliegende These, dass „Tourismus [...] die jeweils zeittypische Kultur [spiegelt]“, die Rüdiger Hachtmann (2007: 180) in seiner „Tourismus-Geschichte“ erwähnt.

Ein anderer Punkt ist hier aber entscheidender: Wenn Stilmerkmale wie die hier beschriebenen immer wieder in wichtigen Textsorten vorkommen, werden die mit ihnen verbundenen Verständnisse des Wünschens- und Erstrebenswerten mit hoher Wahrscheinlichkeit als weithin geteilte etabliert. Daraus lässt sich schliessen, dass Stile u. a. Ideale und zugrundeliegende Werte konstruieren können.

Das Prinzip, dass sprachliche Stile Kulturelles konstruieren können, zeichnet sich vereinzelt auch in bereits vorliegenden empirischen Analysen der Kulturlinguistik ab: So hat z. B. Joachim Scharloth (2011) in der westdeutschen Protestbewegung von 1968 verschiedene sozial-kommunikative Stile ausgemacht und diese Stile mitsamt ihren Auswirkungen auf kommunikative und andere Normen der späteren Bundesrepublik beschrieben. Dabei hat ihm zufolge insbesondere der auf Lockerheit und Gefühlsausdruck hin orientierte „hedonistische Selbstverwirklichungsstil“ der Kommunen und Subkulturen (Scharloth 2011: 309) über sponta-

neistische und alternative Milieus Einfluss auf die allgemeinen Umgangsformen und deren zugrundeliegende Werte gewonnen. Dagegen hat etwa Linke (2009b) den Wandel von Geburtsanzeigen in den letzten ca. 200 Jahren stil- und textsortengeschichtlich erfasst und als Ausdruck von und Beitrag zu veränderten Idealen von Geburt und Familie gedeutet.

3.5 Fiktionaler Sprachgebrauch

Zuletzt sei auch fiktionaler Sprachgebrauch oder, wie man auch sagen könne, der diskursive Bereich des Fiktionalen noch angesprochen. Mit *fiktionaler Sprachgebrauch* sind hier (multimodale) Texte wie Romane, Dramen oder Filme gemeint, die üblicherweise nicht nach dem Massstab *wahr* oder *falsch* beurteilt werden, weil sie für ihre Rezipierenden eine eigene Welt bilden, die zwar den Anschein erweckt, wirklich zu sein, nicht aber den Anspruch signalisiert, wahr zu sein (vgl. dazu z. B. Gabriel 2007). Die möglichen kulturellen Effekte fiktionaler Texte sind selbstverständlich wiederum vielfältig. Anders als in der Linguistik sind sie in der Literaturwissenschaft immer wieder mit unterschiedlichen Schwerpunkten diskutiert worden. Dabei lag ein wichtiger Akzent der germanistischen Literaturwissenschaft in den letzten Jahren und Jahrzehnten auf dem Verhältnis von Literatur und Wissen (vgl. etwa das Handbuch von Borgards et al. 2013). Als einer von verschiedenen weitreichenden Effekten fiktionaler Texte, der ihnen möglicherweise sogar exklusiv ist, sei an dieser Stelle erwähnt, dass fiktionale Texte kulturspezifische menschliche Modellfiguren generieren und tradieren können, wozu selbstverständlich sowohl eher inhaltliche als auch eher sprachlich-formale Merkmale der Texte beitragen können. Mit *Modellfigur* meine ich dabei einen Personentypus mitsamt seinen charakteristischen Verhaltensweisen und Eigenschaften, wobei es keine Rolle spielt, ob diese eher als positiv oder eher als negativ beurteilt werden, also eher der Identifikation oder der Abgrenzung dienen können. Aufzeigen lässt sich diese potenzielle Wirkung fiktionaler Texte am berühmt-berüchtigten Beispiel der Stiefmutter in den „Kinder- und Hausmärchen“ von Jacob und Wilhelm Grimm (vgl. dazu aus der Literaturwissenschaft z. B. Akyıldız Ercan 2019). Dass die Stiefmütter in Märchen wie „Schneewittchen“ oder „Aschenputtel“ ihre Stieftöchter schlecht behandeln, ist allgemein bekannt. Weniger bekannt dürfte hingegen sein, dass Stiefmütter in diversen Märchen seriell negative Eigenschaften zugeschrieben werden und dass sich die oft massiv negativen Zuschreibungen in der Regel explizit im unmittelbaren Kotext des Ausdrucks *Stiefmutter* zeigen. Tabelle 3 listet die Kotexte der ersten zwanzig Treffer auf, zu denen der Suchausdruck „&Stiefmutter“ im Korpus „gri – Brüder Grimm: Sagen, Kinder- und Hausmärchen, Kinderlegenden“ des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache führt. Sie sind für die insgesamt 34 Treffer repräsentativ.

Tab. 3: „Kinder- und Haussmärchen“ der Brüder Grimm: Das Lexem *Stiefmutter* im Kontext (Leibniz-Institut für Deutsche Sprache 2022).

Quelle	KWIC (Keyword in context)
GRI/KHM.00009 Die zwölf Brüder	Die böse <u>Stiefmutter</u> ward vor Gericht gestellt und in ein Faß gesteckt, das mit siedendem Öl und giftigen Schlangen angefüllt war, und starb eines bösen Todes.
GRI/KHM.00011 Brüderchen und Schwesterchen	Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sprach „Seit die Mutter tot ist, haben wir keine gute Stunde mehr; die <u>Stiefmutter</u> schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit den Füßen fort.“
GRI/KHM.00011 Brüderchen und Schwesterchen	Die böse <u>Stiefmutter</u> aber war eine Hexe und hatte wohl gesehen, wie die beiden Kinder fortgegangen waren, war ihnen nachgeschlichen, heimlich, wie die Hexe schleichen, und hatte alle Brunnen im Walde verwünscht.
GRI/KHM.00011 Brüderchen und Schwesterchen	Die böse <u>Stiefmutter</u> aber, um derentwillen die Kinder in die Welt hineingegangen waren, die meinte nicht anders, als Schwesterchen wäre von den wilden Tieren im Walde zerrissen worden und Brüderchen als ein Rehkalb von den Jägern totgeschossen.
GRI/KHM.00013 Die drei Männlein im Walde	„Willst du mir noch widersprechen?“ sagte die <u>Stiefmutter</u> , „mach daß du fortkommst, und laß dich nicht eher wieder sehen, als bis du das Körbchen voll Erdbeeren hast.“
GRI/KHM.00013 Die drei Männlein im Walde	Da raffte es in seiner Freude sein Körbchen voll, dankte den kleinen Männern, gab jedem die Hand und lief nach Hause, und wollte der <u>Stiefmutter</u> das Verlangte bringen.
GRI/KHM.00013 Die drei Männlein im Walde	Nun ärgerte sich die <u>Stiefmutter</u> noch viel mehr und dachte nur darauf, wie sie der Tochter des Mannes alles Herzeleid antun wollte, deren Schönheit doch alle Tage größer ward.
GRI/KHM.00013 Die drei Männlein im Walde	Über ein Jahr gebar die junge Königin einen Sohn, und als die <u>Stiefmutter</u> von dem großen Glücke gehört hatte, so kam sie mit ihrer Tochter in das Schloß und tat, als wollte sie einen Besuch machen. Als aber der König einmal hinausgegangen und sonst niemand zugegen war, packte das böse Weib die Königin am Kopf [...].
GRI/KHM.00015 Hänsel und Gretel	Die zwei Kinder hatten vor Hunger auch nicht einschlafen können und hatten gehört, was die <u>Stiefmutter</u> zum Vater gesagt hatte. Gretel weinte bittere Tränen und sprach zu Hänsel „nun ists um uns geschehen“.

Tab. 3 (fortgesetzt)

Quelle	KWIC (Keyword in context)
GRI/KHM.00021 Aschenputtel	Aschenputtel gehorchte, weinte aber, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen wäre, und bat die <u>Stiefmutter</u> , sie möchte es ihm erlauben. „Du Aschenputtel“, sprach sie, „bist voll Staub und Schmutz, und willst zur Hochzeit? du hast keine Kleider und Schuhe, und willst tanzen!“
GRI/KHM.00021 Aschenputtel	Da brachte das Mädchen die Schüssel der <u>Stiefmutter</u> , freute sich und glaubte, es dürfte nun mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach [...].
GRI/KHM.00021 Aschenputtel	Da trug das Mädchen die Schüsseln zu der <u>Stiefmutter</u> , freute sich und glaubte, nun dürfte es mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach [...].
GRI/KHM.00021 Aschenputtel	Seine Schwestern aber und die <u>Stiefmutter</u> kannten es nicht und meinten, es müsse eine fremde Königstochter sein, so schön sah es in dem goldenen Kleide aus.
GRI/KHM.00021 Aschenputtel	Die <u>Stiefmutter</u> und die beiden Schwestern erschraken und wurden bleich vor Ärger: er aber nahm Aschenputtel aufs Pferd und ritt mit ihm fort.
GRI/KHM.00022 Das Rätsel	Das Mädchen seufzte und sprach „meine <u>Stiefmutter</u> treibt böse Künste, sie meints nicht gut mit den Fremden.“
GRI/KHM.00024 Frau Holle	Es weinte, lief zur <u>Stiefmutter</u> und erzählte ihr das Unglück. Sie schalt es aber so heftig und war so unbarmherzig, daß [...].
GRI/KHM.00049 Die sechs Schwäne	Weil er nun fürchtete, die <u>Stiefmutter</u> möchte sie nicht gut behandeln und ihnen gar ein Leid antun, so brachte er sie in ein einsames Schloß, das mitten in einem Walde stand.
GRI/KHM.00049 Die sechs Schwäne	Aber es hatte Angst vor der <u>Stiefmutter</u> , und bat den König, daß es nur noch diese Nacht im Waldschloß bleiben dürfte.
GRI/KHM.00053 Sneewitchen	Da erzählte es ihnen, daß seine <u>Stiefmutter</u> es hätte wollen umbringen lassen, der Jäger hätte ihm aber das Leben geschenkt, und da wär es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuslein gefunden hätte.
GRI/KHM.00053 Sneewitchen	Den Tag über war das Mädchen allein, da warnten es die guten Zwerglein und sprachen „hüte dich vor deiner <u>Stiefmutter</u> , die wird bald wissen, daß du hier bist; laß ja niemand herein.“

Die KWICs veranschaulichen, wie die Märchen der Brüder Grimm einen äusserst negativen Typus von *Stiefmutter* modellieren und verhärten. Kennt man den Typus, hat man auch spezifische Vorstellungen davon, wie er sich normalerweise verhält und welche Eigenschaften er hat.

Wenn ein Personentypus in fiktionalen Texten so geprägt wird wie hier derjenige der Stiefmutter, ist zu erwarten, dass anschliessend Menschen des wirklichen Lebens mit diesem Typus identifiziert oder davon abgegrenzt werden bzw. dass sie sich selbst damit identifizieren oder davon abgrenzen. Dabei lässt sich aus dem Beispiel der Grimm'schen Märchen schliessen, dass ein hoher Berühmt- heitsgrad der fiktionalen Ausgangstexte, ihrer Autor·innen und eine Vielzahl fiktionaler Adaptionen dieser (etwa in Büchern, mündlichen Erzählungen, Comics, Filmen usw.) diesen Prozess unterstützen. Dass viele Frauen tatsächlich keine Stiefmutter sein oder jedenfalls nicht als *Stiefmutter* bezeichnet werden wollen, kann man nachweisen – in Forumsdiskussionen im Internet finden sich zahlreiche Belege dafür. Stellvertretend für viele sei folgender Beitrag zum Forum einer Familienzeitschrift zitiert: „Ich persönlich, finde diesen Namen [Familienbezeichnungen mit Stief-, J. S.] doof, ich bringe das Wort ‚Stief‘ immer mit bösem in Verbindung ☺“ (yucca 2015, Schreibung wie im Original). Interessant ist, dass Modellfiguren aufgrund ihrer ursprünglichen Einbettung in eine Narration auch mit Vermutungen darüber verknüpft sein können, was passieren wird oder was bereits passiert ist. Damit ist gemeint, dass Modellfiguren wie die böse Stiefmutter, der verlorene Sohn oder Robin Hood nicht nur dazu anregen können, eine wirkliche, nicht-fiktionale Person mit der Figur in Beziehung zu setzen, sondern auch dazu, das mit der Person verknüpfte vergangene und zukünftige wirkliche Geschehen mit der zur Modellfigur gehörenden Narration in Verbindung zu bringen und vor dem Hintergrund dieser zu verstehen. Fiktionale Texte können demzufolge Modellfiguren konstruieren, die mit retrospektiven Geschehensannahmen oder -interpretation und mit prospektiven Geschehenserwartungen verbunden sind.

4 Offene Fragen

Der vorliegende Beitrag hat sich zum Ziel gesetzt, einen ersten, tentativen Überblick über Hauptarten der sprachlichen Konstruktion von Kulturellem zu geben, der für Erweiterungen offen ist. Zu diesem Zweck wurde an Beispielen für verschiedene sprachliche Einheiten bzw. Elemente der Lexik, Grammatik, Pragmatik, Stilistik und des fiktionalen Sprachgebrauchs dafür argumentiert, dass diese kulturell konstruktiv sein können.

Der obigen Argumentation zufolge können

- Wörter (inkl. Namen und Metaphern) und Phraseologismen,
- grammatische Strukturen und Konstruktionen,
- konkrete Sprechakte oder Äusserungen, die mit geringer Variation vielfach wiederholt werden und Teil von Diskursen sein können, unter Umständen aber auch einzelne Sprechakte und Texte,
- Praktiken, die auch in Gattungen bzw. Textsorten realisiert sein können,
- Stile und
- fiktionale (multimodale) Texte kulturell konstruktiv sein.

Konstruieren können sie gemäss dem oben Ausgeföhrten kulturelle

- Begriffe mit Prototypen und Vorannahmen über den erfassten Wirklichkeitsbereich,
- Existenzannahmen,
- Kategorisierungen mit entsprechenden Überformungen des Kategorisierten,
- Sensibilitäten für bestimmte Differenzen,
- Einstellungen, die Überzeugungen, Bewertungen und Emotionen sowie Verhaltensdispositionen gegenüber dem Einstellungsobjekt umfassen,
- Handlungstypen mit relationalen Rollen, Beziehungstypen und Machtverteilungen,
- Ideale und zugrundeliegende Werte und
- Modellfiguren, die mit retrospektiven Geschehensannahmen oder -interpretation und mit prospektiven Geschehenserwartungen verbunden sind.

Damit zeichnet sich ab, dass eigentlich alle zentralen sprachlichen Einheiten (hier, wie gesagt, in einem weiten Sinne verstanden) übersituative, längerfristige und weiterreichende, also kulturelle Effekte haben können. Zugleich ist ersichtlich, dass ihre potenziellen kulturellen Wirkungen in praktisch allen Lebensbereichen (Privatleben, Wissenschaften, Wirtschaft, Politik, Kunst usw.) zum Tragen kommen können, dass sie sehr oft aber primär kognitiv-mental Charakters sind, und insofern – trotz der zunehmenden Bedeutung maschineller Sprachproduktion durch Künstliche Intelligenz – zumindest vorläufig an Menschen gebunden bleiben.

Vier wichtige Fragen sind an diesem Punkt jedoch noch offen:

1. Wie lassen sich die genannten Hauptarten der sprachlichen Konstruktion von Kulturellem ergänzen?

In diesem Beitrag konnten nur wenige Hauptarten der sprachlichen Konstruktion von Kulturellem thematisiert werden. Um die Frage zu beantworten, wie sich die damit entworfene Grundstruktur erweitern liesse, müsste man zum einen der

Frage *Was kann die sprachliche Einheit X kulturell wie konstruieren?* weiter nachgehen und zum anderen nach Antworten auf die aus der entgegengesetzten Perspektive gestellte Frage *Wodurch kann der kulturelle Effekt X sprachlich wie konstruiert werden?* suchen. Ersteres geschieht im zweiten Teil dieses Bandes, und zu Letzterem trägt der dritte Teil des Bandes bei, dessen Beiträge die sprachliche Konstruktion von wissenschaftlichem Wissen, Gefühlen und körperlichen Normen fokussieren (vgl. Simon, Frick und Merten in diesem Band).

2. Was ist entscheidend für die kulturelle Wirksamkeit von Sprachlichem?

In diesem Beitrag wurde bei der Diskussion verschiedener Beispiele darauf hingewiesen, dass kulturelle Effekte generell mit der Frequenz und Distribution des jeweiligen sprachlichen Phänomens oder Elements wahrscheinlicher werden. Dass mit der Häufigkeit und der sozialen Verbreitung eines sprachlichen Elements (z. B. eines Lexems, eines Phraseologismus, einer grammatischen Struktur usw.) die Wahrscheinlichkeit und ggf. auch die Stärke kultureller Effekte steigt, dürfte ein sprachtheoretisches Grundprinzip sein. In der Auseinandersetzung mit den Beispielen in Abschnitt 3 deutete sich aber auch an, dass weitere Faktoren die kulturell konstruktive Kraft sprachlicher Elemente fördern oder sogar eine Voraussetzung dafür sein können: ihre Einbindung in wissenschaftliche bzw. fachliche Klassifikationen oder Terminologien etwa, aber ebenso ihre Appropriation durch staatliche Institutionen, des Weiteren der im Sprachsystem verankerte Zwang, sie zu nutzen, oder auch direkt auf sie zielende sprachpolitische Massnahmen, ihre Platzierung in den Massenmedien, ihre explizite und präskriptive Vermittlung, ihre Nutzung in berühmten Texten, von berühmten bzw. sozial angesehenen Personen bzw. solchen in wichtigen Ämtern sowie auch ihre Adaption in unterschiedlichen Medien und Gattungen. Hier zeigt sich, in welch entscheidendem Maße die Möglichkeit sprachlicher Elemente, kulturell wirksam zu werden, von den sozialen, institutionellen, medialen, politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen oder auch rezeptionsgeschichtlichen Umständen ihres Auftretens und damit auch von vorausgehenden Machtstrukturen abhängt – also z. B. davon, wer sich in welcher Rolle mit welchen Befugnissen wem gegenüber wann, wo, mit welchen sprachbegleitenden Modalitäten und unter Mitwirkung welcher weiterer Entitäten, in welchem Medium und welchem Lebensbereich äussert. Obwohl diese Umstände wiederum von Sprachlichem beeinflusst sein können, bleibt festzuhalten: Sprachliches allein ist keine hinreichende Bedingung für die Konstruktion von Kulturellem. Daran schliessen sich sofort die Fragen an, welches die weiteren notwendigen Bedingungen bzw. Faktoren dafür sind, ob alle identifizierbaren Faktoren gleich stark wirken, ob sie alle bei allen sprachlichen Einheiten zum Tragen kommen können sowie welches allenfalls gegenläufige Faktoren wären, die mögliche kulturelle Effekte abschwächen oder verhindern können.

Eine vollkommen offene, aber sehr wichtige Frage ist zudem, ob die kulturelle Wirksamkeit von Sprachlichem an sich kulturell variabel ist, also als Ganze in Abhängigkeit von historischer Periode und Gesellschaft unterschiedlich stark ausgeprägt ist und bspw. in der Gegenwart grösser als noch vor einigen hundert Jahren ist.

3. Wie kann man die kulturelle Wirksamkeit von Sprachlichem nachweisen?

Eine weitere wichtige offene Frage ist, ob und wie man über die blosse Behauptung, dass eine sprachliche Einheit X das kulturelle Element Y konstruieren könne, hinausgehen kann. Im Beitrag hat sich abgezeichnet, dass der Weg über die Analyse von empirischen Beispielen eine Möglichkeit ist. Wie gezeigt wurde, lassen sich zur Prüfung und ggf. Stützung der Behauptung kultureller Effekte konkreter sprachlicher Beispiele z. B. metasprachliche Aussagen heranziehen, die bestimmte Annahmen, Einstellungen, Werte usw. zu erkennen geben. Auch Statistiken, Gerichtsurteile und andere Zeugnisse, die bestimmte Verhaltensweisen und -reaktionen belegen, kommen infrage. Des Weiteren kann auf weitere wissenschaftliche Studien referiert werden, in denen aus anderem Datenmaterial auf dieselben konkreten kulturellen Effekte geschlossen worden ist. Und schliesslich wären prinzipiell auch Umfragen oder Experimente mit Proband · innen denkbar, um bestimmte Denk- und Verhaltenstendenzen nachzuweisen. Um diese und weitere Möglichkeiten zu testen sowie um weitere Hauptarten der sprachlichen Konstruktion von Kulturellem aufzuspüren und die Funktionsmechanismen all dieser Arten genauer herauszuarbeiten, scheinen vertiefte Studien von weiteren Beispielen ein besonders geeigneter Weg zu sein.

4. In welchem Verhältnis steht die sprachliche Konstruktion von Kulturellem zur sprachlichen Reflexion von Kulturellem?

In diesem Beitrag ging es ausschliesslich um Hauptarten der sprachlichen *Konstruktion* von Kulturellem. Die Konzentration darauf bedeutet jedoch nicht, dass hier die Annahme der sprachlichen *Reflexion* von Kulturellem abgelehnt würde, ganz im Gegenteil (vgl. dazu die Einführung und Gardt in diesem Band). Selbstverständlich unterliegt diesem Beitrag die Annahme, dass sprachliche Grössen nichtsprachliche kulturelle Phänomene, Elemente oder Aspekte auch widerspiegeln und von diesen beeinflusst sein können. Folglich wäre es notwendig und sinnvoll, in einem nächsten Schritt genauso systematisch danach zu fragen, welche sprachlichen Einheiten wodurch kulturell konstruiert werden können. Ein weitgehendes Verständnis der kulturellen Konstruertheit von Sprache und Sprachgebrauch dürfte letzten Endes auch einem weitgehenden Verständnis ihrer kulturkonstruktiven Kraft zugutekommen, weil es die Reichweite und Grenzen Letzterer deutlich mache.

5 Quellen

- [Anonym.] (2022): Liste geflügelter Worte/M. Milch macht müde Männer munter. In: *Wikipedia*. https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_gefl%C3%BCgelter_Worte/M#Milch_macht_m%C3%BCnde_M%C3%A4nner_munter (letzter Zugriff 27.05.2025).
- Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.) (2022a): *Deutsches Textarchiv*. <https://www.deutschestextarchiv.de/> (letzter Zugriff 27.05.2025).
- Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.) (2022b): *DWDS*. <https://www.dwds.de/> (letzter Zugriff 27.05.2025).
- Beyer, Karoline (2022): Macht's die Milch doch nicht? Schwarz-Weiß-Malerei hilft nicht weiter. Experten berichten von Vor- und Nachteilen des weißen Lebensmittels. In: *Bild am Sonntag*, 29.05., 32.
- Bibliographisches Institut (2022): *Duden. Wörterbuch*. <https://www.duden.de/woerterbuch> (letzter Zugriff 27.05.2025).
- Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (2022): Versorgung von [sic] Milch und Milcherzeugnissen. <https://www.bmel-statistik.de/ernaehrung-fischerei/versorgungsbilanzen/milch-und-milcherzeugnisse> (letzter Zugriff 27.05.2025).
- Calm, Marie (1886): *Die Sitten der guten Gesellschaft. Ein Ratgeber für das Leben in und außer dem Hause*. Stuttgart: Engelhorn. www.zeno.org (letzter Zugriff 07.12.2022).
- Dryer, Matthew S. & Martin Haspelmath (Hrsg.) ([o. J.]): *The World Atlas of Language Structures Online*. Leipzig: Max Planck Institute for Evolutionary Anthropology. <https://wals.info/> (letzter Zugriff 27.05.2025).
- Goldschmidt, Albert (Hrsg.) ([vor 1886]/1904–1905): *Die Ostsee-Bäder. Praktischer Wegweiser*. 11., neu bearb. Aufl. Berlin: Goldschmidt.
- Gruber, Jasmin (2022): Alles ausser Milch? In: *Sonntagsblick*, 26.06., 28.
- Le Robert (2021): *Le Robert. Dico en ligne*. <https://dictionnaire.lerobert.com> (letzter Zugriff 27.05.2025).
- Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (Hrsg.) (2021): *Neologismenwörterbuch*. <https://www.owid.de/docs/neo/start.jsp> (letzter Zugriff 27.05.2025).
- Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (Hrsg.) (2022): *Cosmas II*. <https://cosmas2.ids-mannheim.de/cosmas2-web/> (letzter Zugriff 27.05.2025).
- Lübbert, Anke (1993/2020): *Marco Polo. Ostseeküste. Mecklenburg-Vorpommern*. 18., neu bearb. Aufl. Ostfildern: MairDumont.
- Marti, Lea (2019): Macht Milch munter? In: *Zofinger Tagblatt*, 23.05., 10.
- Mista-Team (2022): *Milchstatistik der Schweiz 2021*. Hrsg. vom Schweizer Bauernverband, TSM Treuhand & Schweizer Milchproduzenten (SMP) et al. [O. O.]: [o. V.]. <https://www.swissmilk.ch/de/produzenten/milchmarkt/zahlen-fakten/statistiken-publikationen/> (letzter Zugriff 27.05.2025).
- Ploetz, Alfred (1895): *Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältniss zu den humanen Idealen, besonders zum Socialismus*. Berlin: Fischer.
- Schlup, Lina (2019): Ist Milch ungesund? Mediziner fordert Warnhinweis auf Verpackung. In: *Nau.ch*, 11.04. <https://www.nau.ch/news/europa/ist-milch-ungesund-mediziner-fordert-warnhinweis-auf-verpackung-65506258> (letzter Zugriff 27.05.2025).
- Schramm, Hermine (1897/1919): *Das richtige Benehmen in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben*. 20. Aufl. Berlin: Schultze. <http://www.zeno.org/Kulturgeschichte/M/Schramm,+Hermine/Das+richtige+Benehmen/Familienereignisse/Verlobung> (letzter Zugriff 27.05.2025).

- Svenska Akademien (2015): *Svenska Akademiens ordlista*. <https://svenska.se/> (letzter Zugriff 27.05.2025).
- Tiefenauer, Brigitte (2010): „Ich möchte kein Jöö-Kind sein“. In: *Südostschweiz [online]*, 21.11. <https://www.suedostschweiz.ch/zeitung/%C2%ABich-m%C3%B6chte-kein-j%C3%BC%C3%BC%C3%BC-kind-sein%C2%BB> (letzter Zugriff 27.05.2025).
- Viciano, Astrid (2019): Ist Milch wirklich ungesund? In: *Tages-Anzeiger [online]*, 30.07. <https://www.tages-anzeiger.ch/ist-milch-wirklich-ungesund-709587693456> (letzter Zugriff 27.05.2025).
- WHO/DIMDI (1994–2016): *ICD-10-GM Version 2016*. <https://www.dimdi.de/static/de/klassifikationen/icd/icd-10-gm/kode-suche/htmlgm2017/block-g90-g99.htm> (letzter Zugriff 12.12.2022).
- yucca (2015): [Beitrag zum „wir eltern“-Forum „Erziehung: Stiefkinder/Stiefmutter/Stieffgeschwister etc.“, 22.12.]. <https://forum.wireltern.ch/beitraege/erziehung/stiefkinder-stiefmutter-stieffgeschwister-etc/> (letzter Zugriff 27.05.2025).

6 Forschungsliteratur

- Akyıldız Ercan, Cemile (2019): Schattenseiten der Mütterlichkeit in ausgewählten Grimmschen Märchen. In: Fatma Öztürk Dağabakan, Leyla Coşan & Ahmet Sarı (Hrsg.): *Ex Oriente Lux. Literaturwissenschaftliche und imagologische Ansätze*. Berlin: Logos, 135–143.
- Angermüller, Johannes, Martin Nonhoff, Eva Herschinger et al. (Hrsg.) (2014): *Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch*. 2 Bde. Bielefeld: transcript.
- Arndt, Susan (2006): Mythen von Afrika. ‚Rasse‘ und Rassismus in der deutschen Afrikaterminologie. In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 2(3), 257–274.
- Austin, J.[ohn] L. (1962/1975): *How to Do Things with Words. The William James Lectures Delivered at Harvard University in 1955*. Hrsg. von J.[ames] O. Urmson & Marina Sbisà. 2. Aufl. Oxford: Clarendon Press.
- Berger, Peter L. & Thomas Luckmann (1966/2013): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Übers. von Monika Plessner. 25. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Bonacchi, Silvia (2012): Diskurslinguistik und Kulturlinguistik. Gemeinsame Problemstellungen, Forschungsinteressen und Anwendungsfelder? In: Franciszek Grucza, Margot Heinemann, Beata Mikołajczyk et al. (Hrsg.): *Akten des 12. internationalen Germanistenkongresses Warschau 2010. Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit*. Bd. 16: *Germanistische Textlinguistik, Digitalität und Textkulturen, vormoderne Textualität, Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription und Kritik*. Frankfurt a. M.: Lang, 383–388.
- Borgards, Roland, Harald Neumeyer, Nicolas Pethes et al. (Hrsg.) (2013): *Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: Metzler.
- Bourdieu, Pierre (1982/1987): *Ce que parler veut dire. L'économie des échanges linguistiques*. Paris: Fayard.
- Coupland, Nikolas (2007): *Style. Language Variation and Identity*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Fandrych, Christian & Maria Thurmair (2011): *Textsorten im Deutschen. Linguistische Analysen aus sprachdidaktischer Sicht*. Tübingen: Stauffenburg.
- Frick, Karina (2025): Praktik/Praxis. Theoretische Modellierung und (kultur)linguistische Anwendungsfelder. In: *Germanistische Linguistik* 56(1), 25–56.

- Gabriel, Gottfried (1997/2007): Fiktion. In: Klaus Weimar, Harald Fricke, Klaus Grubmüller et al. (Hrsg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte*. Bd. 1: A–G. Berlin: De Gruyter, 594–598.
- Giddens, Anthony (1979): *Central Problems in Social Theory. Action, Structure and Contradiction in Social Analysis*. Berkeley: University of California Press.
- Godemann, Jasmin & Tina Bartelmeß (Hrsg.) (2021): *Ernährungskommunikation. Interdisziplinäre Perspektiven – Theorien – Methoden – Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS.
- Günthner, Susanne (2019): ‚Kultur-in-kommunikativen-Praktiken‘. Kommunikative Praktiken zur Übermittlung schlechter Nachrichten in onkologischen Aufklärungsgesprächen. In: Julianne Schröter, Susanne Tienken, Yvonne Ilg et al. (Hrsg.): *Linguistische Kulturanalyse*. Berlin: De Gruyter, 269–292.
- Hachtmann, Rüdiger (2007): *Tourismus-Geschichte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hermanns, Fritz (1995): Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik. In: Andreas Gardt, Klaus J. Mattheier & Oskar Reichmann (Hrsg.): *Sprachgeschichte des Neu hochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*. Tübingen: Niemeyer, 69–101.
- Hermanns, Fritz (1999): Sprache, Kultur und Identität. Reflexionen über drei Totalitätsbegriffe. In: Andreas Gardt, Ulrike Haß-Zumkehr & Thorsten Roelcke (Hrsg.): *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte*. Berlin: De Gruyter, 351–391.
- Höfler, Stefan & Kevin Müller (Hrsg.) (2021): *Rechtssetzung als Textkonstitution. Sprachwissenschaftliche Zugänge zu modernen und historischen Rechtsquellen*. Zürich: Dike.
- Humboldt, Wilhelm von (1836/1995): Einleitung zum Kawi-Werk. Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. In: Wilhelm von Humboldt: *Schriften zur Sprache*. Hrsg. von Michael Böhler. Bibl. erg. Ausg. Stuttgart: Reclam, 30–207.
- Ilg, Yvonne (2021): Medizinische Terminologie im öffentlichen Diskurs. Konjunkturen und Veränderungen von *Schizophrenie*. In: Marina Iakushevich, Yvonne Ilg & Theresa Schnedermann (Hrsg.): *Linguistik und Medizin. Sprachwissenschaftliche Zugänge und interdisziplinäre Perspektiven*. Berlin: De Gruyter, 219–240.
- Jäger, Ludwig, Werner Holly, Peter Krapp et al. (Hrsg.) (2016): *Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft*. Berlin: De Gruyter Mouton.
- Kalwa, Nina (2013): *Das Konzept ‚Islam‘. Eine diskurslinguistische Untersuchung*. Berlin: De Gruyter.
- Karuth, Marianne (1967): Culture und Civilization. Studien zur Verwendung der Bezeichnungen in modernen Schriftzeugnissen aus dem englischen Sprachgebiet. In: Sprachwissenschaftliches Colloquium, Bonn (Hrsg.): *Europäische Schlüsselwörter. Wortvergleichende und wortgeschichtliche Studien*. Bd. 3: *Kultur und Zivilisation*. München: Hueber, 177–287.
- Kelly, Natasha A. (2010): ‚Rasse‘ – in der Wissenschaft, im Alltag und in der Politik. In: Adibeli Nduka-Agwu & Antje Lann Hornscheidt (Hrsg.): *Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel, 344–350.
- Kroeber, Alfred L. & Clyde Kluckhohn (1952): *Culture. A Critical Review of Concepts and Definitions*. New York: Random House.
- Linke, Angelika (2003). Spaß haben. Ein Zeitgefühl. In: Jannis K. Androutsopoulos & Evelyn Ziegler (Hrsg.): „Standardfragen“. *Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation*. Frankfurt a. M.: Lang, 63–79.
- Linke, Angelika (2009a): Stil und Kultur. In: Ulla Fix, Andreas Gardt & Joachim Knape (Hrsg.): *Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung*. Bd. 2. Berlin: De Gruyter, 1131–1144.

- Linke, Angelika (2009b): Stilwandel als Indikator und Katalysator kulturellen Wandels. Zum Musterwandel in Geburtsanzeigen der letzten 200 Jahre. In: *Der Deutschunterricht. Beiträge zu seiner Praxis und wissenschaftlichen Grundlegung* 61(1), 44–56.
- Linke, Angelika (2018): Kulturhistorische Linguistik. In: Arnulf Deppermann & Silke Reineke (Hrsg.): *Sprache im kommunikativen, interaktiven und kulturellen Kontext*. Berlin: De Gruyter, 347–383.
- Müller, Ernst & Falko Schmieder (2016): *Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium*. Berlin: Suhrkamp.
- Ort, Claus-Michael (2008): Kulturbegriffe und Kulturtheorien. In: Ansgar Nünning & Vera Nünning (Hrsg.): *Einführung in die Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven*. Stuttgart: Metzler, 19–38.
- Przyrembel, Alexandra (2003): „Rassenschande“: *Reinheitsmythos und Vernichtungslegitimation im Nationalsozialismus*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32(4), 282–301.
- Römer, David (2017): *Wirtschaftskrisen. Eine linguistische Diskursgeschichte*. Berlin: De Gruyter.
- Scharloth, Joachim (2011): *1968. Eine Kommunikationsgeschichte*. Paderborn: Fink.
- Schmidt, Annelie (2018): „Sicherheit“ im öffentlichen Sprachgebrauch. Eine diskurslinguistische Analyse. Berlin: De Gruyter.
- Schnedermann, Theresa (2021): *Die Macht des Definierens. Eine diskurslinguistische Typologie am Beispiel des Burnout-Phänomens*. Berlin: De Gruyter.
- Schröter, Juliane (2011): *Offenheit. Die Geschichte eines Kommunikationsideals seit dem 18. Jahrhundert*. Berlin: De Gruyter.
- Schröter, Juliane (2016): *Abschied nehmen. Veränderungen einer kommunikativen Kultur im 19. und 20. Jahrhundert*. Berlin: De Gruyter.
- Schröter, Juliane (2019): „Gefühlte Wirklichkeit“. Versuch der korpuspragmatisch-kulturanalytischen Untersuchung eines neueren Phraseologismus. In: *Linguistik online* 96, 93–114.
- Schröter, Juliane (2021): Angst in der Ratgeberliteratur. Eine kulturanalytische linguistische Studie. In: Natalia Filatkina & Franziska Bergmann (Hrsg.): *Angstkonstruktionen. Kulturrwissenschaftliche Annäherungen an eine Zeitdiagnose*. Berlin: De Gruyter, 179–218.
- Schröter, Juliane (2022): Was ist Kulturlinguistik? Eine Antwort in fünf Thesen, durch drei Beispiele und mit einer Frage. In: *Germanistik in der Schweiz* 18, 45–63.
- Schuster, Britt-Marie (2019): *Meines Vaters Haus und des Trainers Credo*. Eine kulturanalytische Untersuchung pronominaler Genitivattribute. In: Juliane Schröter, Susanne Tienken, Yvonne Ilg et al. (Hrsg.): *Linguistische Kulturanalyse*. Berlin: De Gruyter, 195–218.
- Searle, John R. (1969): *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Searle, John R. & Daniel Vanderveken (1985/1989): *Foundations of Illocutionary Logic*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Siewierska, Anna (2013): Gender Distinctions in Independent Personal Pronouns. In: Matthew S. Dryer & Martin Haspelmath (Hrsg.): *The World Atlas of Language Structures Online*. Leipzig: Max Planck Institute for Evolutionary Anthropology. <https://wals.info/> (letzter Zugriff 27.05.2025).
- Spitzmüller, Jürgen (2017): „Kultur“ und „das Kulturelle“. Zur Reflexivität eines begehrten Begriffs. In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 68, 3–23.
- Tienken, Susanne (2015): Von der *Fehlgeburt* zum *Sternenkind*. Ein Neologismus und seine kulturelle Bedeutung. In: Magnus P. Ängsal & Frank Th. Grub (Hrsg.): *Visionen und Illusionen. Beiträge zur 11. Arbeitstagung schwedischer Germanistinnen und Germanisten* Text im Kontext in Göteborg am 4./5. April 2014. Frankfurt a. M.: Lang, 129–149.

- Tophinke, Doris (2019): Konstruktionale Aspekte schriftkultureller Autozentrierung im Spätmittelalter. Zu einer markanten sprachlichen Neuerung in der Buchführung der Hansekaufleute des 14. Jahrhunderts. In: Juliane Schröter, Susanne Tienken, Yvonne Ilg et al. (Hrsg.): *Linguistische Kulturanalyse*. Berlin: De Gruyter, 219–243.
- Wengeler, Martin (2018): Diskurslinguistik als Argumentationsanalyse In: Ingo H. Warnke (Hrsg.): *Handbuch Diskurs*. Berlin: De Gruyter, 242–264.
- Whorf, Benjamin L. (1940/2012): Science and Linguistics. In: Benjamin L. Whorf: *Language, Thought, and Reality*. Hrsg. von John B. Carroll, Stephen C. Levinson & Penny Lee. 2. Aufl. Cambridge (MA): MIT Press, 265–280.
- Whorf, Benjamin L. (1941/2012): The Relation of Habitual Thought and Behavior to Language. In: Benjamin L. Whorf: *Language, Thought, and Reality*. Hrsg. von John B. Carroll, Stephen C. Levinson & Penny Lee. 2. Aufl. Cambridge (MA): MIT Press, 173–204.

